

Von Bab-El (Sprachverwirrung) zu El Bab (das offene Tor)

Autor(en): **Castra, Umberto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **30 (2004)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-800548>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Bab-El (Sprachverwirrung) zu El Bab (das offene Tor)

Soziale Dienste sollen Orte der Integration werden; sie sollen Regie führen bei über-greifen-den Interventionen, und sie sollen die Distanzen dadurch überwinden, dass sie Beteiligung fördern. Das ist ein ambitioniertes Ziel, aber genau dies ist die Herausforderung, die sich den Präventions-, Sozial- und Pflegediensten in den kommenden Jahren stellt.

UMBERTO CASTRA*

Ich wählte dieses hebräische Wortspiel als Titel für meinen Beitrag, weil es sehr deutlich zeigt, wie wichtig es ist, zuerst ganz elementare Fragen des Zugangs zu einem Angebot zu klären. Erst danach kann man sich daran machen, Präventions- und Sozialdienste, Beratungsstellen usw. zu verändern. Kleine kosmetische Eingriffe bringen uns dem Ziel deshalb nicht näher. Soziale Dienste sollen Orte der Integration werden und Interventionen koor-

* Umberto Castra, Dipl. Sozialpädagoge (Universität Roma), System- und Familientherapeut, Projektleiter Migration und Sucht Contact Netz Bern. Kontakt: umbertocastra@contact-bern.ch
Der Artikel beruht auf einem Referat, das U. Castra am 13. November 2002 bei der Tagung von Contact Netz, «Migration und Sucht: Eine Herausforderung für die Regelversorgung!» in Bern gehalten hat.

*“Immer halte Ithaka im Sinn.
Dort anzukommen ist dir vorbestimmt.
Doch beeile nur nicht deine Reise.
Besser ist, sie dauere viele Jahre;
Und alt geworden lege auf der Insel an,
reich an dem, was du auf deiner Fahrt gewannst,
und hoffe nicht, dass Ithaka dir Reichtum gäbe.”*

Ithaka, Konstantinos KAVAFIS

dinieren, die Beteiligung fördern. Die gesamte Prävention und Information, welche die Migrationsbevölkerung betrifft, wird mit dieser Herausforderung konfrontiert werden.

An den Anfang stellen, was heute am Schluss steht

Von den 167 Fachpersonen, welche im Contact Netz in den verschiedenen Funktionen tätig sind, gibt es 26 mit einem Migrationshintergrund. Das entspricht ca. 15%. Viele davon kommen aus Deutschland, Frankreich und Holland. Betrachten wir jedoch nur die MitarbeiterInnen aus den Mittelmeerländern (woher bisher auch die meisten MigrantInnen stammten), so macht ihr Anteil weniger als 3% aus.

Wenn wir nochmals den Titel dieses Beitrages betrachten, können wir feststellen, dass das Wortspiel durch eine Umstellung der Wörter entstanden ist: Es wurde an den Anfang gestellt, was zuvor am Ende stand: von Bab-El zu El-Bab. Könnten die Sozialdienste vielleicht auch einen solchen Weg einschlagen? Und was würde das bedeuten, an den Anfang zu stellen, was heute am Schluss steht?

Zu dieser und anderen Fragen möchte ich als Leiter des Projekts «Migration und Sucht» Stellung nehmen. Viele der

Punkte, die ich nachfolgend vorstelle, sind das Ergebnis der Gruppe «Migrationsbereich». Es handelt sich dabei um eine Gruppe von SozialarbeiterInnen, in welcher sämtliche Angebote und Fachbereiche des Contact-Netz vertreten sind. Die Gruppe zählt 9 Mitglieder und trifft sich einmal pro Monat. Mit ihnen teile ich Lust und Last des Projekts. Die Gruppe Migrationsbereich funktioniert als aktive Minderheit, die versucht, im Contact Netz Veränderungsprozesse in Gang zu bringen. Der theoretische Bezugspunkt, an dem sie sich orientiert, bilden die Untersuchungen von Prof. Moscovici zum Verhalten von Minoritätengruppen¹ bei der Initiierung von Veränderungsprozessen innerhalb der Institutionen.

Bisherige Erkenntnisse des Projektes

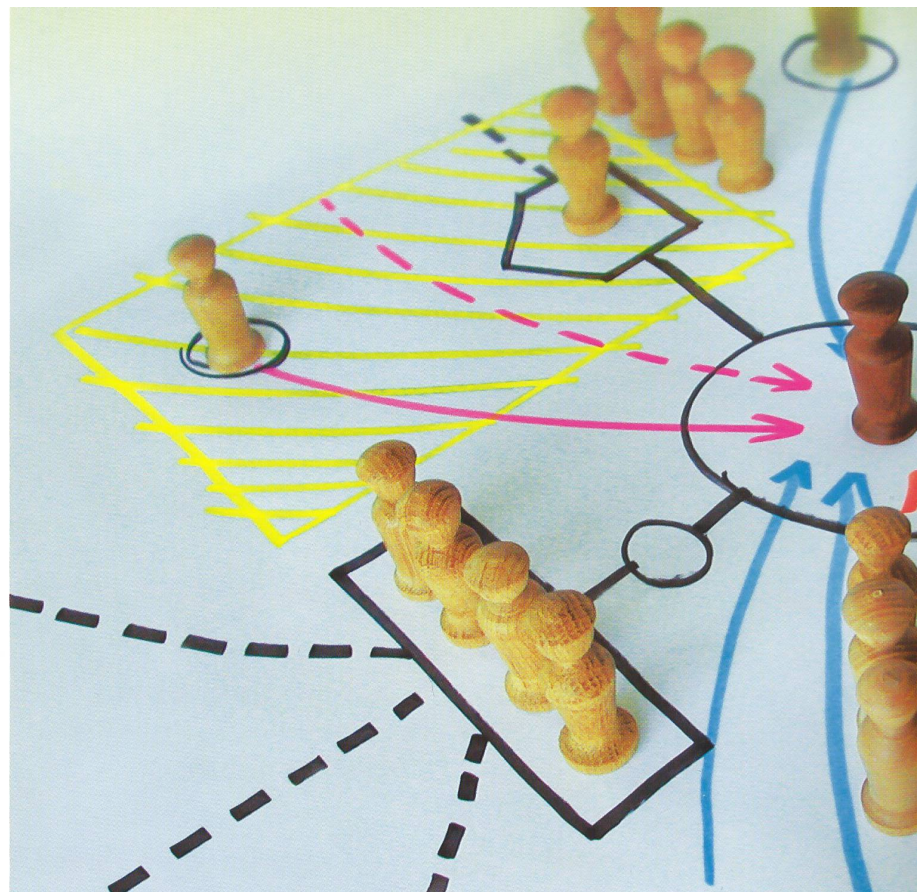
Als wir im Jahr 2002 unser Projekt starteten, stiessen wir damit in unserem Umfeld auf grosses Interesse, aber auch auf grosse Zweifel. Ich sehe das Projekt «Migration und Sucht» als Teil einer Entwicklung, die noch lange Jahre brauchen wird, bis sie sich vollständig durchzusetzen vermag. Wir befinden uns in einer äusserst wichtigen Übergangszeit, die das Ergebnis komplexer sozialer Veränderungen ist. Die

Öffnung der Präventions-, Sozial- und Pflegedienste ist allerdings mehr als nur die Anerkennung der sozialen Zugehörigkeit der Migrationsbevölkerung. Wenn es uns gelungen ist, im ersten Halbjahr 2002 den Anteil der MigrantenInnen in der Beratungsstelle Bern des Contact Netz von 5% im Jahr 2000 auf 18% zu steigern, so ist das nicht nur eine Übung in sozialem Marketing. Ich glaube, eine solche Zunahme steht auch für eine immer klarere demokratische Botschaft. Die Ansicht, dass Profil und Merkmale der Sozialinstitutionen in etwa dem Profil und den Merkmalen der Gesellschaft «draussen» entsprechen sollten, setzt sich immer mehr durch. Einfacher gesagt: Die Dienste in der Behandlung sollten in etwa die Struktur der Gesellschaft selbst widerspiegeln. Die Sozialdienste als Abbild der Gesellschaft.

Was wir in den letzten Jahren in der Sozialpolitik im Bereich Drogen erlebt haben, war eine Entwicklung neuer Angebote für eine immer stärker diversifizierte Gruppe von KlientInnen, die auch immer differenzierter wahrgenommen wird. Wir haben gelernt, dass es nicht einfach die Drogensucht gibt, sondern viele unterschiedliche Geschichten, die in eine Drogensucht münden. Migrationserfahrung kann – muss aber nicht – zu einer solchen Geschichte gehören.

Ich denke, ein solcher Öffnungsprozess ruft auch Widerstände und Verweigerungen hervor, wie dies wohl bei jeder Veränderung der Fall ist. Nicht immer wird die Organisation der Institutionen dieser Öffnung angepasst. Alle sozialen Neuordnungen haben auch ihre Schattenseiten. Wir dürfen nicht vergessen, dass das System der Sozialdienste in der Schweiz sehr komplex ist. Für mich ist das auch nach 10 Jahren Arbeit in diesem System noch so. Wie viel mehr wird dies wohl für eine eingewanderte Familie zutreffen, die beispielsweise aus einer ländlichen Gegend in Anatolien stammt.

So verstösst zum Beispiel die Unterscheidung nach legalen und illegalen Drogen, die auf der organisatorischen Ebene gemacht wird, gegen das Prinzip des leichten Zugangs: Bis eine immigrierte Familie an die richtige Stelle gelangt, die bezüglich der Heroinsucht der Tochter Hilfe bieten kann, muss sie mehrere Zugangsschwellen überwinden, nur um dann zu entdecken, dass die Tablettensucht des Vaters



nicht in die Kompetenz desselben Dienstes fällt. Durch solche Hindernisse wird der Zugang zu den Diensten erschwert.

Ausbildungskurs «Migration und Sucht» für SprachmittlerInnen und interkulturelle VermittlerInnen

In unserem Konzept des Contact Netz stützen wir uns auf die Arbeit der Schweizerischen Interessengemeinschaft zur Förderung von Übersetzung und kultureller Mediation im Gesundheits-, Sozial- und Bildungsbereich, insbesondere auf den Bericht «Ausbildungsstandards für SprachmittlerInnen und interkulturelle VermittlerInnen im Gesundheits-, Sozial- und Bildungsbereich, vom August 2002»². Im Jahr 2001 organisierte Heinz Wulf, damals Sozialarbeiter der Reformierten Kirchen Bern und Jura, einen Ausbildungskurs zum Thema «Migration und Sucht». Die Gruppe bestand aus 13 Personen verschiedener Nationen; vertreten waren folgende Sprachen: Türkisch, Kurdisch, Spanisch, Portugiesisch, Albanisch, Vietnamesisch, Italienisch, Russisch, Kroatisch, Serbisch, Arabisch, Englisch, Französisch und Tamil. Die gesamte Ausbildung umfas-

ste circa 100 Lektionen sowie den Besuch verschiedener in diesem Bereich tätiger Institutionen. Am Ende des Kurses entwickelten alle TeilnehmerInnen innerhalb der Gemeinschaft, der sie angehören, ein Mikroprojekt.

«LaienexpertInnen»

Als das Projekt «Migration und Sucht» lanciert wurde, fanden wir in der Zusammenarbeit mit dieser Gruppe eine wertvolle Unterstützung. Auch heute noch ist die Gruppe im Projekt aktiv und zwar auf folgenden Ebenen:

- Bei Beratungen und Therapien in den kantonalen Zentren des Contact Netzes leistet sie Übersetzungsdienste. Wir haben zwei Richtlinien ausgearbeitet: erstens wie ein Gespräch zu dritt technisch abläuft und zweitens wie die interkulturellen VermittlerInnen von den SozialarbeiterInnen kontaktiert werden können. Zur Zeit sind vor allem die osteuropäischen Sprachen gefragt.
- Bei der Herstellung von Informationsmaterial kommt der Gruppe eine beratende Funktion zu und sie übernimmt die Übersetzung des Materials. Der Flyer «Migration und Sucht» entstand zum Beispiel auf diese Weise.



- Durch die Organisation von Mikroprojekten erleichtert die Gruppe in den jeweiligen Migrationsgemeinschaften den Zugang zu den Sozialdiensten. Dafür bedient man sich in den verschiedenen Migrationsgruppen unterschiedlicher Mittel. Vom HSK (Heimat- und Sprachunterricht) zum Fussballturnier, von der politischen Gruppe zur Elternvereinigung kann alles als Plattform für solche Mikroprojekte dienen.
- Die Gruppe trifft sich regelmässig für Weiterbildungen und Diskussionen über die Arbeit. Auf der Ausbildungsebene standen kürzlich die beiden folgenden Themen auf dem Programm: die niederschwellige Arbeit und das Methadonprogramm.

Selbstverständlich soll diese Gruppe die Fachleute nicht ersetzen. Die Teilnehmenden sind keine Fachpersonen sondern LaienexpertInnen, die in einem Umfeld arbeiten, das den Schweizer Fachleuten kaum zugänglich ist. Ich möchte betonen, dass die Zusammenarbeit interkulturellen VermittlerInnen nicht immer akzeptiert wird. Aus dem Contact internen Fragebogen zu den transkulturellen Kompetenzen geht zwar hervor, dass die Arbeit mit interkulturellen VermittlerInnen nicht nur erwünscht ist, sondern sogar als vor-

rangig angeschaut wird. Bei der Frage jedoch, in welchem Bereich konkret eine Unterstützung nötig ist, wird eine solche Zusammenarbeit nur selten verlangt. Dieser Widerspruch scheint mir emblematisch zu sein.

Ich denke, dass zwischen dem, was als wichtig angegeben wird, und den tatsächlichen Erfordernissen klar unterscheiden werden muss. Es handelt sich um zwei verschiedene Ebenen, die mit der gebührenden Sorgfalt beurteilt werden müssen.

Projektspezifische Fragen und mögliche Konsequenzen

Aber was genau ist unter «migrationspezifischer Arbeit» zu verstehen? – Ich möchte versuchen, auf diese Frage eine Antwort zu geben und will dabei ich von einem konkreten Beispiel ausgehen. Seit längerer Zeit wird davon gesprochen, dass es notwendig wäre, eingewanderten Eltern einen Kurs zum Thema Haschisch- und Marihuana-Konsum unter Jugendlichen anzubieten, denn es werden immer häufiger Beratungen verlangt, die mit diesem Thema zu tun haben. In der Beratungsstelle des Contact Bern haben wir daher beschlossen, für Eltern von Jugendlichen einen drei Nachmittage

dauernden Kurs zum Thema Cannabiskonsum zu organisieren.

Was wollen wir in diesem Kurs anbieten? In einer ersten Diskussion wurde darüber diskutiert, ob der Kurs auf Deutsch angeboten werden soll, damit ein grösserer Kreis von Eltern angesprochen werden kann. Nach kurzer Überlegung und einem Vergleich mit anderen Erfahrungen auf diesem Gebiet kamen wir zum Schluss, dass damit die Sprachbarriere, die bei vielen Eltern der ersten Generation zweifellos besteht, nicht überwunden wird. Wir entschieden uns daher für muttersprachliche Kurse. Den ersten Kurs führten mit der italienischen Gemeinschaft durch, zu der bereits Kontakte bestanden, denn wir waren der Meinung, dass der erste Kurs nicht allzu schwierig angelegt werden sollte. Schlüsse, die wir aus dieser Erfahrung ziehen würden, könnten im Grossen und Ganzen dann wohl auch für die anderen Migrationsgruppen gelten. Und tatsächlich werden heute ähnliche Versuche auch in der brasilianischen, der türkischen, der kosovarischen und der vietnamesischen Gemeinschaft gemacht.

Wie sind wir konkret vorgegangen? Es wurde eine Arbeitsgruppe gegründet bestehend aus zwei interkulturellen VermittlerInnen und mir als Vertreter des Contact. Die Gruppe «Migrationsbereich» arbeitete in der Zwischenzeit ein Konzept zur Bildungsarbeit mit Eltern nichtschweizerischer Herkunft aus. Wir beschlossen, Praxis und Theorie zu verbinden, denn wir waren der Ansicht, in diesem Bereich mache das Prinzip «learning by doing» am meisten Sinn.

Welche Kanäle für Informationen nutzen ...

Bei der Propagierung des Kurses waren wir an verschiedenen Fronten tätig: Zunächst veröffentlichten wir in einer auf Italienisch herausgegebenen lokalen Zeitung ein Inserat. Eine Volontärin der Missione Cattolica schickte den ihr bekannten Paaren mit Kindern im Teenager-Alter sowie den Eltern der Kinder, die den Katechismus-Unterricht besuchten, einen Einladungsbrief. Die Erziehungsdirektion sicherte uns ihre Unterstützung nur unter der Voraussetzung zu, dass die Briefe nicht in Umschlägen mit dem Contact-Logo versandt werden, denn dies würde bei einigen Eltern negative

Reaktionen provozieren. Darauf gingen wir ein. COMITES (Comitato degli Italiani all' Estero), das Komitee der ItalienerInnen im Ausland, übernahm es, alle italienischen Vereinigungen in der Stadt zu informieren, und wir nahmen an einer italienischsprachigen Sendung eines Lokalradios teil.

Damit eine Zusammenarbeit oder ein Projekt gelingen kann, sollen die Migrationsgemeinschaften bereits in der Planungs- und Konzeptionsphase einbezogen werden. Es braucht Sozialarbeitende mit Erfahrung in der Gemeinwesenarbeit. Es ist also besser, den Kontakt mit den Migrationsgemeinschaften nicht erst in Anspruch zu nehmen, wenn die Arbeit bereits erledigt ist oder nur um nach den Adressen der Verbände zu fragen, denen man sein Angebot zuschicken will.

... und will eine fruchtbare Zusammenarbeit initiieren?

Für die Kontaktaufnahme mit Migrationsgemeinschaften müssen neben dem üblichen formellen Vorgehen auch informelle Wege genutzt werden. Wenn möglich sollten solche Beziehungen kontinuierlicher Natur sein und nicht nur sporadisch für die Erledigung einzelner Aufgaben aktiviert werden. Besonders möchte ich unterstreichen, dass jede Art von sozialer Intervention bei den Migrationsgemeinschaften die Vernetzung von formellem und informellem System zu ihrem ersten Ziel machen muss. Das Vereinswesen der Migrationsgemeinschaften basiert zu einem grossen Teil auf Freiwilligenarbeit. In diesem Sinne muss die Beziehung zu einer Person, die innerhalb der Migrationsgemeinschaft freiwillig eine Funktion übernommen hat, mit besonderer Sorgfalt gepflegt werden.

Weiter ist darauf zu achten, dass von Seiten der Profis keine Anforderungen gestellt werden, welche die Möglichkeiten der Migrationsgemeinschaften übersteigen. Paradoxerweise werden solche Gemeinschaften meist entweder ignoriert oder ihnen wird eine Rolle zugewiesen, die sie völlig überfordert.

Erste Bilanz des Projektes

Einem Ansatz, der für die Schwierigkeiten beim Zugang zu den Diensten ausschliesslich die kulturellen Unterschiede verantwortlich macht, möchten wir entgegenhalten, dass das Un-

terscheidungsinstrumentarium immer mit sehr viel Sorgfalt gehandhabt werden muss. Wir unterstützen den integrativen, nicht den segregativen Ansatz, denn wir glauben, dass die sozialen und wirtschaftlichen Unterschiede zusammen mit den Bildungsunterschieden eine grössere Rolle spielen, als die Tatsache der unterschiedlichen kulturellen Zugehörigkeit. Unsere Welt ist eine bunt gemischte, synkretische³ Welt. Zwischen Bern und Turin gibt es mehr Parallelen, als zwischen Bern und einem Bergdorf im Oberland oder zwischen Turin und einem Dörfchen im ländlichen Sizilien. Ein Bauer aus den Langhe wird mit einem Emmentaler Bauer mehr Gemeinsamkeiten entdecken, als mit einem Mailänder Angestellten. Trotz dieser Erkenntnis bleibt es eine anspruchsvolle Aufgabe, MigrantInnen den Zugang zu den Diensten zu erleichtern. Es muss Zeit und Geld investiert werden, aber es ist der einzige gangbare Weg.

Die institutionellen Veränderungen und die Entwicklung der Kompetenzen bei den SozialarbeiterInnen sollten im Gleichschritt stattfinden. Damit will ich sagen, dass selbst wenn die Organisation auf der transkulturellen Ebene perfekt durchdacht ist, das ganze System zusammenbricht, wenn die Kommunikation zwischen «Front-Office» und KlientIn nicht funktioniert. Die Beziehung Front-Office – KlientIn stellt das Tor dar, durch das man zwangsläufig schreiten muss, wenn man Zugang zum Dienst bekommen will. Umgekehrt können die SozialarbeiterInnen im Umgang mit MigrantInnen sehr geschickt sein; überträgt sich diese Fähigkeit aber nicht auf die gesamte Organisation, so geht sie verloren, sobald die entsprechenden SozialarbeiterInnen die Institution verlassen, und damit geht auch die ganze Zusammenarbeit verloren.

Integrativer Ansatz

Die organisatorische Ebene und die persönliche Skills werden also als untrennbares Binom gesehen, bei dem transkulturelle Kompetenzen gleichzeitig als Handlung auf der kommunikativen Ebene (sich verstehen, sich annehmen, miteinander sprechen) wie auf der operativen Ebene (handeln, suchen, entscheiden) eingesetzt werden. Ich denke, in dieser Hinsicht ist die Organisationskultur und die Bezie-

hung zu den KlientInnen zentral, also die Fähigkeit, eine Kultur der Zugehörigkeit anzubieten, die nicht monolithisch und ethnozentrisch werden darf, in dem Sinne, dass sie sich dauernd verteidigen muss. Sind in einer Organisationskultur die Strukturen zu starr, so können die Widersprüche zwischen der institutionellen Mission und der persönlichen Motivation zu Burn-out-Phänomenen führen. Im Übrigen ist der integrative Ansatz in der Sozialarbeit nicht nur ein Thema der Migrationsarbeit, sondern des Dienstleistungssystems überhaupt.

Um diesem Risiko entgegenzuwirken, sollte man darüber nachdenken, wie die SozialarbeiterInnen ihre Beziehung zu den KlientInnen auffassen und welches Bild die KlientInnen von der Institution haben. Diesen Fragen sind noch wichtiger, wenn sich die Klientel aus MigrantInnen mit ihren Familien zusammensetzt. Wir dürfen nicht vergessen, dass in diesem Fall in der Beziehung auch komplexe Gefühle, ja sogar Angstgefühle Platz finden müssen. Bei Beratungs- und Therapiebeziehungen muss der Einzelfall im Vordergrund stehen, nicht der Normfall. Nur eine biographische Arbeit, die den Migrationsprozess mitberücksichtigt, kann dem Risiko der Stereotypisierung und der Routine entgegenwirken, welches die Drogenarbeit in sich birgt.

Gerade in diesem Zusammenhang möchte ich nochmals betonen, dass die inter-kulturellen VermittlerInnen nicht nur wichtig sind, um zu verstehen, was die KlientInnen sagen, sondern auch, um zu verstehen, wie sie denken und wie sie die Realität interpretieren. Ein Dienst, der gut mit MigrantInnen arbeitet, ist ein Dienst, der eine qualitativ gute Arbeit mit der Bevölkerung im allgemeinen leistet. In dieser Hinsicht muss stark auf die institutionellen Botschaften geachtet werden. Mit der Zeit muss das Contact Netz sowohl auf der Ebene der realen Kommunikation wie auch bezüglich der Botschaften mit symbolischem Charakter eine Kohärenz entwickeln. Ein Beispiel zu den Risiken der Inkohärenz: Wir wissen, dass die Gesellschaftssysteme im Mittelmeergebiet stark familienzentrierte Systeme sind. Wenn das so ist – und das ist so – ist kaum verständlich, warum das Controlling ergibt, dass meist dann weniger mit den Familien gearbeitet wird, wenn die KlientInnen MigrantInnen sind. An solchen Widersprü-

chen muss man arbeiten. Eine gute Qualität der internen Organisation ist eine Vorbedingung für eine qualitativ gute Arbeit draussen.

Zur Veranschaulichung dieses Konzepts möchte ich G. Bateson zitieren: *«Was ich ganz einfach sagen möchte, ist, dass das, was innen geschieht mehr oder weniger mit dem identisch ist, was aussen geschieht. Und das sage ich nicht aus einer buddhistischen Haltung heraus, sondern aus der Haltung eines Handwerkers, dessen Arbeitsgebiet die westlichen Wissenschaften sind.»*

Für mich ist das sehr wichtig: Die Prozesse, die wir auszulösen vermögen, haben viel damit zu tun, wie unsere Institutionen organisiert sind. Dies ist nicht eine Frage der Ästhetik, sondern der Arbeitsweise.

Rahmenbedingungen

Die nachhaltige Öffnung einer Institution wird meiner Ansicht nach mit mehreren Massnahmen erreicht: Als erstes zu nennen wäre eine fortwährende gemeinsame Arbeit mit den Migrationsorganisationen. Es ist nicht radikaler Kommunitarismus, der mich veranlasst, so zu sprechen; vielmehr basiert diese Aussage auf der folgenden Sachlage: 1965 verfasste eine Gruppe von Sozialarbeitenden in Swampscott, einem Badeort in New England, ein für die Zukunft der Sozialarbeit bedeutendes Dokument⁴. Eines der Konzepte in diesem Dokument ist meiner Ansicht nach jedoch auch heute vielen Leuten noch nicht bekannt. Es besagt, dass eine der wirkungsvollsten Arten, die Probleme der Leute zu lösen, darin besteht, sie an der Lösung dieser Probleme direkt zu beteiligen. Damals kam diese Idee einer ungeheuerlichen Ketzerei gleich.

Bei meiner Arbeit konnte ich feststellen, dass die Beteiligung der Migrationsbevölkerung, zum Beispiel bei den Präventionmassnahmen, unverzichtbar ist. Prävention wird entweder mitgetragen, oder es gibt keine Prävention. So einfach ist das. Im weiteren verfolgt das Contact Netz verfolgt eine Strategie, Fachpersonen mit Migrationshintergrund anzustellen. Schliesslich braucht es – damit eine Öffnung in Richtung Transkulturalität stattfindet – auf den personellen, konzeptuellen und strukturellen Ebenen Impulse, die von ausserhalb des Contact Netz kommen. Die Leute, die damit beauftragt werden, im

Contact Netz diesen Prozess zu fördern, müssen ein externes Coaching bekommen, damit die Effizienz innerhalb der Aktionszeit garantiert und eine Verwässerung des Konzepts vermieden wird.

Auf der sozialpolitischen Ebene hoffe ich, dass sich in der Schweiz ein Ansatz durchsetzt, wie er in Holland und Schweden bereits heute Anwendung findet:

- Förderung des vereinfachten Zugangs zu den Sozialberufen für die jungen MigrantInnen der zweiten und der dritten Generation. Der chronische Mangel an jungen Eingewanderten auf diesem Ausbildungsniveau und insbesondere in den Sozialberufen ist bekannt.
- Module zum Thema Migration in jedem Ausbildungsgang der Sozialberufe
- Eine Politik der sozialen Integration; sie bietet die beste Garantie für die Förderung der Chancengleichheit. Auch im sozialen Bereich.

Im ersten Projektjahr war unsere Tätigkeit handlungsorientiert, d.h. wir versuchten, aus dem zu lernen, was wir machten. Dieses Projekt ist neu, es besteht kaum die Möglichkeit, aus der Erfahrung anderer zu lernen. Vielleicht ist nun die Zeit reif, um auf nationaler Ebene eine Plattform in diesem Bereich für SozialarbeiterInnen einzurichten. Wer in diesem Bereich arbeitet, weiss,

dass die Realität den Planungsmöglichkeiten oft davoneilt.

Auf den Punkt gebracht

Eines Tages im Jahre 1820 kam ein Amerikaner auf die Idee, Lebensmittel in Büchsen zu verpacken, genau gleich, wie man das heute noch macht. Für die damalige Zeit war das eine aussergewöhnliche Idee. Das Merkwürdige dabei war – und dies ist eine geschichtlich verbürgte Tatsache – dass danach 45 Jahre vergingen, bis jemand auch den Büchsenöffner erfand. Es ist zum Lachen, aber genau so hat es sich zugetragen. Die Büchsen wurden mit Steinen oder Schraubenziehern geöffnet. In ihrer Absurdität zeigt diese Geschichte auf, dass es nicht gleichbedeutend ist, etwas zur seiner Verfügung zu haben und zu diesem Etwas auch Zugang zu haben. ■

Fussnoten

- ¹ Psychologie des minorités actives, P.U.F., Paris, 1979, 1991, 1996;
- ² Schlussbericht «Ausbildungsstandards für SprachmittlerInnen und interkulturelle VermittlerInnen im Gesundheits-, Sozial- und Bildungsbereich», in Auftrag BAG, August 2002. Der Bericht ist im Internet auf der Seite <http://www.inter-pret.ch/d/bag.htm> zugänglich.
- ³ Synkretismus (griech.), Vermischung der Glaubensinhalte verschiedener Religionen, Bekenntnisse oder philosoph. Lehren.
- ⁴ Alessandro Baricco, Animazione Sociale, Torino, 2000.

TAGUNG MIGRATION UND SUCHT AM 16. SEPTEMBER 2004 (VORANKÜNDIGUNG)

Fachtagung zum Pilotprojekt

Migration und Sucht – eine Realität auch in der Schweiz

Sind die Suchthilfeinstitutionen darauf vorbereitet? Mehr noch, sind sie überhaupt kompetent mit der Regelversorgung auch die Migrationsbevölkerung anzusprechen? Oder haben sie mit ihren Strukturen, Beratungssettings und Konzepten keine adäquate Antwort auf diese Fragen und schliessen damit die Migrationsbevölkerung aus? Was muss in den schweizerischen Suchthilfeinstitutionen verändert werden, damit die transkulturellen Kompetenzen gefördert und somit professionelle Antworten auf diese Fragen gefunden werden? Das Projekt «Migration und Sucht» des Contact Netz hat während den letzten 3 Jahren in Theorie und Praxis diese Auseinandersetzung geführt. Die Erfahrungen und Resultate daraus stehen an der Tagung im Zentrum und können auf andere Beratungsbereiche übertragen werden.

Interessiert? So teilen Sie uns das mit und reservieren schon heute den Tagungstermin. Mehr dazu auf unserer Home-Page: www.contactnetz.ch

Nationale Fachtagung am 16. September 2004 in Bern für Fachleute und Behörden aus dem Beratungs- und Suchtbereich.

Information und Voranmeldung beim Sekretariat Contact Netz, Monbijoustr. 70, PF, 3000 Bern 23, Tel. 031 / 378 22 22, E-Mail: beratungsstelle@contact-bern.ch

